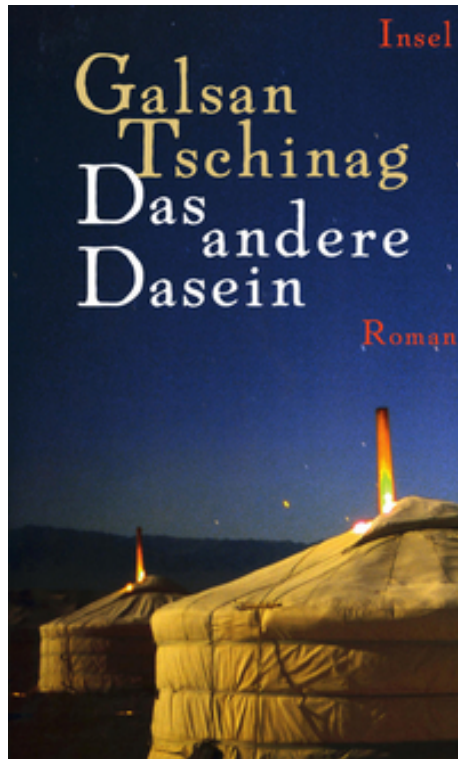


Insel Verlag

Leseprobe



Tschinag, Galsan
Das andere Dasein

Roman

© Insel Verlag
978-3-458-17494-3



Galsan Tschinag
Das andere Dasein

Roman

Insel Verlag

© Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-458-17494-3

Das andere Dasein

Begleitbrief an den Verleger

My dear Brother – or – mein dheurer Brodh-Herr!

In the world language English

– oder –

in der Geistersprache Deutsch?

Du hast richtig geraten – das Manuskript ist beendet. Und so bin ich endlich einmal wieder guter Laune. Auch wirst du gleich verstanden haben, hoffe ich doch, was ich mit meinem bisschen Englisch bezweckte: Ich wollte dir ein Lächeln auf die Lippen locken, meinend, du wirst, wie jeder erfolgreiche Verleger, deinen Geist weiterhin schwer anstrengen, und dies hinter einem unnahbar und undurchdringlich ernsten Gesicht, wie der Durchschnittsmensch im heutigen Westeuropa. Das Lächeln, das ich, deinen angespannten Geist mit meinem armseligen Englisch düngend, aus deinen Lippen ernten will, darf ruhig ein mitleidiges sein, denn ich weiß doch, dass ihr Mitgewinner des Kalten Krieges jenseits des Eisernen Vorhangs die Weltsprache wirklich besser beherrscht, unvergleichbar besser als wir Mitverlierer auf der anderen Seite. Warum das so sei, darüber habe ich in den letzten Jahren immer wieder nachgedacht und herausgefunden: Diese Sprache, eigentlich aus lauter Schnipseln zusammengesetzt und daher recht ungelink, verglichen mit vielen anderen aus einer Wurzel herausgeschossenen und einer Quellader hervorgesprudelten Sprachen, habt ihr mit der Muttermilch als Vitamin, als Magomin, eingesogen, an nichts oder höchstens an den zuckersüßen, kunterbunten Inhalt der Pakete aus Amerika oder an eure von Gott gewollte Wohlstandszukunft denkend, während wir sie alle erst in längst erwachsenen bis schon alternden Jahren als bittersüße Pille zum Überleben von den Siegern oder ihren Lakaien her-

untergereicht bekamen und mit Widerwillen herunterschlucken mussten, nicht sehr daran glaubend, ob sie wirklich Not abwendet.

Und was mich betrifft, habe ich mein dürftiges Schrift-Englisch mir selber beigebracht. Wie ich mir eigentlich das allerallerallermeiste von dem, was in meinem Hirn eingespeichert liegt und ich Wissen nenne, mir im Selbststudium angeeignet habe. Bin also durch und durch ein Dilettant. Übrigens, ich wollte neulich ein anderes Wort dafür haben und erfragte meinen läppischen Topdiener Laptop danach. Und was bekam ich angeboten? Von *Banause* über *Stümper* bis *Dummkopf*, schamlos bewertende, ausnahmslos alles abtuende, abschätzigte Ausdrücke. Sosehr ich wusste, dass dahinter die selbstgefällige Fachweltzunft steckte, drohte ich, einen Groll auf die deutsche Sprache zu empfinden, die ich ja sonst abgöttisch verehere und beinah erotisch liebe.

Von solchen, die sich selber nicht nur das Wissen beibringen, sondern auch das Geschick schmieden, wird im Folgenden die Rede sein – darum die Erläuterung. Dass diese Hirtennomaden aus der unwirtlichen mongolischen Wüstensteppe, meine Helden mit ihrer wurzelhaften Ausdauer und ihrem triebhaften Selbstvertrauen, alles andere sind als träge und stumpf oder gar mongoloid, dürfte jeder unvoreingenommene Leser erkennen. Doch das nur am Rand. Mein Anliegen, weshalb ich dem Manuskript einen Begleitbrief beistecke, ist ein anderes. Es betrifft ein weites Feld, die Kunst schlechthin, in welche die Literatur voll eingeschlossen ist.

Ja, die Kunst, diese heitere Göttin, hat das Leben der Menschheit nicht nur beschönt und bereichert, verfeinert und veredelt, sondern auch, wenn wir es so wollen, ihm einen solchen Sinn und ein solches Gewicht verliehen, weswegen es uns letztendlich so heilig-wichtig erscheint. Daher auch habe ich sie schon in sehr jungen Jahren zu meiner Religion gewählt, um ihr fortan zu dienen. Und ich habe ihr gedient, diene ihr noch und

werde ihr immer dienen, solange es mir vergönnt sein wird, auf dieser wunderbar lichten Welt verweilen zu dürfen.

Bei all dieser Ehrfurcht habe ich in mir irgendwann einen leisen Zweifel gespürt, der die Kunst betraf. Ist es denn überhaupt Kunst, wenn ein Schamane stirbt und irgendwer von seinen Kindern irgendeins der von jenem zurückgelassenen Utensilien aufgreift und irgendwelche Stabreime dreht, sie in irgendeine Weise kleidet und damit vor das Volk tritt? Sorgen eines Anfängers in einer Sippen-gesellschaft. Später hat sich jener Zweifel gewandelt: Ist es, wenn nichts darin stimmt und es so stümperhaft erschaffen ist, immer noch Kunst, weil es einem guten Zweck dienen soll? Sorgen eines Geächteten in einem totalitären Staat. Heute bin ich, dem Himmel sei Dank, ein freier Weltenkünstler. Aber es gibt immer noch Sorgen, die mich bedrücken. Der Zweifel, den ich zu Anfang meines Lebens in mir leise gespürt habe, scheint mit mir zusammen gewachsen zu sein, hat sich vergrößert und verhärtet.

Ich möchte es dem christlichen Propheten gleich-tun, der verkündet hat: GOTT IST ANDERS! Möchte aufschreien: »Kunst ist doch anders!« Denn ich, den Lawinen, die uns von allen Seiten tagtäglich rund um die Uhr überfluten, mit ausgeliefert, spüre mit allen meinen Sinnen, dass die Kunst, die ich meinte, tödlich gefährdet ist. Es gibt zu viel an Leichen, Scherben, Schmutz. Das Verbrecherische daran ist, dass sich die Göttin, die unser himmlisch-irdisches Haus und unser Dasein darin einst so beschönt und bereichert, verfeinert und veredelt hat, seit geraumer Weile daran werkt und harkt, es zu beschmutzen und zu besudeln, ja, zu verseuchen und zu zerstören. Es scheint mitunter in der heutigen Zeit zur Berufung der Kunst geworden zu sein, die Wirklichkeit zu verleumden und das Leben zu entheiligen, wo und wann und wie es nur geht.

Die Göttin Kunst kann selber nichts dafür, dass sie zu einer Hexe verunstaltet worden ist, ich weiß. Die Menschen sind es gewesen, die, grob im Gewebe, verfallen dem Gelüst und

schielend nach Vorteil, sie dazu verstümmelt haben. Ja, die wollüstigen, habsüchtigen und gewalttätigen Menschen haben die Kunst in eine Handelsware verwandelt und teuflische Kanäle erfunden, ihr nachzuschleichen, sie abzuklatschen und als Massenbedarfsramsch jedem vor die Füße zu schmeißen.

Glück ist zwar das sehnlichste Ziel eines jeden, ist aber so in seiner gegebenen lupenreinen Gestalt schwer zu vermarkten. So mit Güte, so mit Leben, so auch mit Frieden. Leicht vermarktbar sind dagegen immer ihre Gegenteile: Pech, Bosheit, Tod, Krieg. Hierin scheint mir der Grund zu liegen, weshalb die Künstler in der heutigen Zeit des Triumphs des vielfachen G: Geknatter und Geschnatter, Gekeife und Gejaule, Gemetzel und Gemengsel den Gierschürenden und Gewalterzeugenden den Gefallen tun, indem sie vor deren gottgleichem Geld auf die Knie fallen und daraufhin den gespenstergleichen Genüssen selber verfallen.

Falls du noch fernsiehst oder ins Kino gehst, wirst du wissen, was ich meine. Diese Medien sind längst zu Schauplätzen von Gewalt und Grausamkeit, Krieg und Katastrophe geworden, wobei die alltäglichen Familien- und Betriebskriege mit ihren Folgen, den Katastrophen auf den unsichtbaren Innenlandschaften des Menschen, mitgemeint sind. Die Zeitungen sorgen dafür, dass möglichst schon das Frühstück in jeder Familienküche mit den Horrormeldungen gewürzt ist. Und welche hässlichen Unterstellungen, Verleumdungen und Klatschgeschichten die meisten der übrigen Flächen füllen! Und die Bücher, unser Gebiet – wie grau und gruselig da das Leben dargestellt wird, wie viel Gift und Galle, Blut und Tränen, wie viel Grausamkeiten und Gemeinheiten! Hin und wieder kommt es mir so vor, als wären die Medien, die Kunst als Ganzes eingeschlossen, heutzutage die eigentlichen Lehrstoffe und Übungsfelder für künftige Gewalt und Niedrigkeit. Denn sie stecken die Sinne der Leser, Zuschauer und Zuhörer, kurz: der Verbraucher, an. Doch ist damit noch nicht alles getan. Auch

die Nichtleser, Nichtzuhörer, Nichtzuschauer sind mitgefährdet, mitverseucht. Denn der ganze Raum des Universums ist mitverpestet. Es entstehen morphologische Felder, nach Rupert Sheldrake. Viele der Quantenphysiker, Genforscher und Psychologen werden mir recht geben, ganz zu schweigen von Philosophen, Pädagogen und Schamanen.

Diese neuzeitige Katastrophenkultur und -kunst und die neuzeitige katastrophale Art und Weise, das Erbe aus vergangenen Jahrhunderten und -tausenden zu interpretieren, haben einen entsprechenden Geschmack bei den Menschen erzielt und sind dabei, ihn noch zu einer regelrechten Sucht nach Gewalt, Zerstörung und Mord zu vergrößern und zu verschlimmern.

Kein Wunder, dass Happyend längst zu einem abschätzigen Begriff beim Beurteilen eines Kunstwerks geworden ist. Aber, Himmel, unser Planet Erde ist trotz der Salzmeere und Sandwüsten, der Hitze und Kälte doch ein ganz wohnliches Zuhause und wir ertragen unser Leben darauf trotz aller Fährnisse und Kümernisse doch ganz gut. Die Welt ist trotz der vielmaligen Voraussagen der Schwarzseher bis auf den heutigen Tag noch nicht untergegangen, auch ist der Kernkrieg der geltungssüchtigen Großmächte noch nicht ausgebrochen. Und wenn das kein Happyend-Ereignis ist! Ja, das Leben ist schöner und die Menschen leben glücklicher, als die profitorientierten Meinungen dieser Welt in breitester Front es uns glauben machen wollen.

Wenn du, edler Freund und lieber Bruder, mir das alles abzunehmen bereit bist, dann wirst du dich dem nachfolgenden Manuskript gegenüber auch nicht abgeneigt zeigen, nehme ich an. Denn es ist die Geschichte einer Liebe, die bei ihrer ersten Blüte einen vernichtenden Schlag erlebt und verheerende Folgen auf beiden Seiten hat, aber dann in Gestalt eines Zufalls oder eines Geschenks vom Himmel, jenem spiellustigen und gutmütigen Wesen, eine Gelegenheit angeboten bekommt, sie aufgreift, es zu einer zweiten Blüte

bringt, der ein Neubeginn und diesem ein Happyend-Schluss logischerweise folgen.

Und zum Schluss. Solltest du wissen wollen, wie ich als Autor zu meinem Werk stehe, so sage ich, ohne zu erröten, dass ich es in der Nähe der Eroica des großen Tondichters und mächtigen Tonschamanen Ludwig van Beethoven verortet glaube. Bei dieser pausbackigen Selbstgefälligkeit geziemt es mir wohl dennoch, eins zu gestehen: Ich bin hier nicht der Schöpfer gewesen – darum benutzte ich oben ein anderes Wort. Die Vorlage gibt es im Leben, in meiner greifbaren Nähe. Ich habe die Geschichte einfach niedergeschrieben, bin also lediglich ihr Schriftführer gewesen.

Habe ich mit diesem Geständnis wieder an das Misstrauen in manchem wachen Geist gerührt? Habe ich mich des Naturalismus verdächtig gemacht? Dazu meine Meinung: Lieber entscheide ich mich für den prallbackigen, voll pulsierenden Naturalismus als für das hohlwangige Gespinst eines Hirns, umstrickt von verkalkenden Leitungen!

Gedankt sei
Lutbajir,
Dem Auserwählten vom Himmel,
Ein solches Geschick
Ertragen zu müssen,
Erleben zu dürfen.
Und gewidmet sei
Die sanfte Frucht meiner heißen Bemühungen
Dem treu und trotzig und mächtig Liebenden –
So auch seiner unsterblichen Geliebten.

Vorspruch

Im Folgenden wird wieder einmal von der Liebe erzählt werden. Es wird die sanftmütige, behutsame Beschreibung der Wonnen und Schmerzen zweier Menschen des anderen wegen sein, zuerst auf gewohnten Wegen des Lichts zustande gekommen und später auf ebenso gewohnten Stegen des Schattens gestolpert, zum Schluss jedoch, dem Verlauf aller Dinge trotzend, sich fangend und fortgesetzt. So ist es eine schwere, mehr noch, eine merkwürdige: bemitleidens- wie auch bewundernswerte Liebe.

Die Geschichte wird auf so manchen Widerstand stoßen. Das weiß ich, noch bevor ich sie der Öffentlichkeit vorgelegt habe. Doch ich muss sie unbedingt niederschreiben, auch auf die Gefahr hin, mein guter Wille und meine heißen Bemühungen werden mir auf dem verschlungenen, dornenbesäten Pfad meines Lebens, ohnehin beschwerlich genug, weitere Steine bescheren. Denn die Liebe ist nicht nur gewesen, sie dauert mit ihrer irrewirren Feuersbrunst noch an. Und das ist das Allerwesentlichste an der Sache. Und dies, weil ich meine, die Dichtung ist mündig genug, um die Widerspiegelung des wenigstens schon einmal Geschehenen im Leben zu sein. Und die Leser möchten sich wieder von den Verstrickungen

einer Kunst, die mord- und zerstörungssüchtig und letzten Endes von sich aus sterbenskrank wie auch von außen her überwindungswürdig geworden ist, zu befreien und endlich wieder zu erkennen: Die lichte Welt, in der wir alle leben, ist sanfter beseelt, klarer begeistert und einfacher bestellt, als die Gespenster aus den Büchern, auf den Bühnen und über den Bildschirmen, alles dem Oberteufel Geld unterstellt und miteinander verwandt, wie die Krallen einer Fangpfote, uns einreden wollen.

Es war Ende Januar. Die Erdkugel schien in ihrer Abgeschiedenheit inmitten der kosmischen Fülle noch einsamer, trostloser und zerbrechlicher geworden zu sein. Denn das Leben, das sich in ihren Falten und Spalten eingenistet hat, wurde unaufhaltsam fragwürdiger: Fische und Vögel, Goldmäuse und Silberfuchse, Widder und Pinguine, weit und unabhängig voneinander beheimatet, fingen an, schwärme- und herden- und rudelweise einzugehen; die Bäume neigten dazu, ihre gewohnte Stärke, und die Gräser ihre gewohnte Länge zu verfehlen – beiden war neuerdings gemeinsam, dass ihre Wurzeln immer mickriger gerieten und brüchiger ausfielen, und der Mensch, dieses rundschädliche, stelzbeinige Wesen, war unermüdlich damit beschäftigt, die bereits angehäuften, himmelstarrenden und erderdrückenden Waffenberge jeden Tag um weitere Hügel zu vermehren, um seine Artgenossen, das hieß im Endergebnis sich selber, auszurotten.

Zu solchem düsteren Schluss kam der sechsenddreißigjährige Manganbajir, der sich in Gedanken spöttisch einen selbstgeschliffenen Denker und selbstgemeißelten Forscher nannte, bevor er nach ganzen drei Monaten das Krankenhaus verließ und zu seiner Familie und seinem Broterwerb zurückkehrte. Der Dauerpatient, wie diesen das medizinische Personal genannt hat, wäre wesentlich früher entlassen worden, hätte er, allen anderen gleich, es gewollt und sich darum bemüht. Doch er hat nichts in der Hinsicht getan. Im Gegenteil, er hat sich

sehr bald an den Krankenhausalltag gewöhnt, sich mit seinem Patientenschicksal versöhnt und irgendwann angefangen, dieses bescheidene, aber süßmüßige Schlemmerdasein unter staatlichem Dach und in ärztlicher Obhut zu genießen. Und es ist sogar so weit gegangen, dass er ein- oder andermal ernsthaft überlegt hat, ob es nicht besser wäre, wenn er zeitlebens hier bliebe. Was durchaus machbar wäre – man brauchte nur jeden Tag ein wenig, immer zu ungelegenen Stunden, zu schwatzen oder zu lachen oder zu zappeln, und recht bald hätten einem die Ärzte die unheilbare Gemütskrankheit zugeschrieben, und daraufhin wäre man in die Anstalt hinter der Mauer nebenan oder auch ganz woanders hingebacht worden, und der Fall wäre fürs Erste oder für immer erledigt gewesen. Wie bei der Exdiplomatin mit den grauen Schläfen, aber noch glatten Wangen vor einigen Tagen.

Sie hat, wie so manche der neuen Patienten, die ersten Tage in einem Winkel des Kulturraums eine Bleibe gefunden. Manganbajir, der von den dort ausgelegten Zeitungen, Zeitschriften und Büchern auch zuvor regen Gebrauch gemacht, um die Zeit zu vertreiben, kam während seiner weiteren Besuche dort mit der Notuntergebrachten in ein immer längeres und tieferes Gespräch, bis er eines Tages begriff, dass er von einer in seinem Alter selten glückenden, näheren Bekanntschaft umgarnt war. Und diese schien, wie man anfangs geglaubt hat, auf eine Freundschaft, und wie man dann feststellte, auf eine merkwürdige, schwindelerregende Beziehung zuzustreben, ließ aber zu guter Letzt einen wissen, woran man war: Wohl auf dem Weg, zu einem ihrer Verbündeten zu werden!

Dieses so erschreckende und lähmende wie auch beglückende und ermunternde Wissen wurde ihm durch einen anderen, den bejahrten Arzt, vermittelt, der sie wie auch ihn behandelte. Dieser flüsterte ihm, während er mitten im Gang an ihm vorbeiging: »Seien Sie bitte vorsichtig im Umgang mit der Frau im Kulturraum – sie ist eine Politische und steht unter Beobach-

tung!« Und erst später erfuhr er aus derselben Quelle, was jene verbrochen hatte: Als Konsulin der Botschaft in einem Freundesland hat sie sich geweigert, einen Vertrag zu unterschreiben, obwohl dieser von oben zur Unterzeichnung freigegeben war. Denn sie hat die Vertragsbedingungen für unser Land als nachteilig empfunden und die offensichtliche Strafe dem versteckten Verrat vorgezogen. Und somit hat sie die Stellung verloren und die glänzende Karriere, die sie durch den verschlungenen Dschungel, aus der klebrig-zähen Masse des Auswärtigen Amtes heraus- und von Hauptstadt zu Hauptstadt anderer Länder immer weitergeführt hat, jäh abreißen und ihr Leben in der Sonne der Diplomatie und im Windschutz des Wohlstandes in Scherben gehen lassen. Und jetzt erfuhr man noch Folgendes: Ihr drohte eine Strafe, und der ärztliche Befund erst würde über ihr weiteres Schicksal entscheiden.

Dies steigerte im Bewusstsein Minganbajirs den Wert der nicht mehr jungen, aber immer noch knackigen Frau, der auffallend geschliffenen und belesenen Mitpatientin nun sehr. Bewunderung für ihren Mut war das Erste, was er für sie empfand. Denn sie hatte es fertiggebracht, Nein zu sagen, und dies in einer Zeit der tiefsten, allgemeinen Entmutigung, wo ganze Völker es zur Weise ihres Überlebens haben auserwählen müssen, fleißig Bücklinge vor ihren Obrigkeiten auszuführen und zu jeder ihrer selbstgefälligen, mehr schlechten als rechten Entscheidungen Ja zu blöken und Hurra zu schnattern, schlimmer und schändlicher als Schafherden und Gänseschwärme! Nun, nachdem man von ihrer beherzten Tat erfahren hatte, kam man sich in seinen Überlegungen nicht ganz so falsch und mit seinen Niederlagen nicht ganz so einsam vor wie bisher.

Ab da ließ der selbstgebackene Forscher, Denker und der Dauerpatient die Vorsicht, die in einem ohnehin wachte, als der sechste Sinn vielleicht, zwar immer noch schalten und walten, gewiss. Aber jetzt suchte er die Nähe der berühmt-berüchtigten Bekannten erst recht, ging mit ihr bewusst um und stellte nur

noch gezieltere Fragen und steuerte von sich aus durchdachte und gebündelte Aussagen bei, und dies nur dann, wenn er sicher war, dass man nicht beobachtet wurde.

Und sie durchschaute ihn sehr bald. Denn gleich gegen Ende des ersten Tages sagte sie: »Also weißt du Bescheid über meine Person und bist dir der Folgen eines Verkehrs mit mir bewusst!« Er begann zu stottern, sichtlich auf der Suche. Nur, sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. Griff hastig nach seiner Hand und sprach behutsam: »Du hast mir schon geantwortet. Mehr braucht es auch nicht zu sein. Altersmäßig wirst du wohl in der Mitte zwischen mir und meinen Kindern stehen, also hast du noch manches vor. Darum schon bewundere ich deinen Mut, meine Nähe zu suchen, wissentlich ...«

Die Rede wurde jäh unterbrochen – Schritte wurden im Gang hörbar, und einen Pulsschlag später ging die Tür auf. Schon wechselte die Verdächtige das Gesprächsthema, nun war die Rede von einem bestimmten Sirup. Der Wechsel geschah nahtlos, sie musste darin geübt sein. Wer hereintrat, war eine junge Frau im Schwesternkittel. Und sie beteiligte sich sogleich lebhaft am Gespräch, indem sie erzählte, dass ihre Mutter, die an Erschöpfung litt, davon auch gehört hätte, aber nur nicht wüsste, wie das Wundermittel herstellen, von dem neuerdings fast ein jeder redete. So bat sie die Patientin, alles noch einmal zu wiederholen. Und diese nannte das genaue Rezept: Einer Handvoll zerquetschter Aloe ebenso viel Bienenhonig zusetzen, dieses mit einer Flasche Portwein Nummer zwölf übergießen – das Gemisch gut verrühren, anwärmen, in der Dunkelheit zehn Tage lang stehen lassen und täglich dreimal aus einem Esslöffel einnehmen.

Dann, als die Schwester den Raum verließ, ging er auch. Und am nächsten Tag, zu einer günstigen Stunde, wurde das unterbrochene Gespräch fortgesetzt. Da stellte er ihr die Fragen, die in der Nacht durch sein Hirn gezuckt und ihm den Schlaf genommen haben: Wie viele werden es sein, die so den-

ken wie wir beide? Tausende? Oder nur Hunderte? Oder noch weniger? Wie viele Menschen können nach all den Hinrichtungen, Gefängnisstrafen und sonstigen Demütigungen, nach all den verheerenden Säuberungswellen und der Gehirnwäsche jahraus, jahrein, rund um die Uhr, den Mut, sich irgendetwas, das ihnen nicht behagte, zu widersetzen und gelegentlich auch Nein zu sagen, noch haben? Und vor allem, kann der gewöhnliche zweibeinige und kahlhäutige Sterbliche, der wir sind, unter all dem Druck überhaupt noch seine naturgegebene Fähigkeit, selbständig zu denken, unversehrt behalten haben?

Sie meinte, Andersdenkende würden den Sternen am nächtlichen Himmel gleichen. Andershandelnde dagegen seien nicht mehr als die Sterne am Tage. Sie nannte als Grund die Angst, die auf keinen Fall gleich zu verurteilen sei, da sie als etwas dem Menschen bei seiner Erschaffung durch den Schöpfer Mitgegebenes sei, wie Hand und Fuß, Schlaf und Traum, Schmerz und Träne, als Wächter zur Selbsterhaltung. Unser Pech läge lediglich darin, dass dieser natürliche Helfer unter übermäßigem Druck zu sehr gewuchert sei und zu viel Raum in uns genommen habe.

Bei aller Erwähnung und Erörterung der menschlichen Angst fiel aus ihrem Mund keine Bemerkung zur Verdammung der Verängstigten, nein, vielmehr waren es Worte zum Verständnis der Mundtotgemachten: kein Wunder nach Jahrhunderte wäherender Verbrennung oder Steinigung aller Andersdenkenden unter dem Sammelnamen Hexen im Westen, darauf der Verbannungen, Erschießungen und Entlassungen derselben unter dem Sammelnamen Konterrevolutionäre im Osten – längst habe der Wächter einen Sprung auf seinem evolutionären Weg gemacht und sich zum Häuptling über alle Bewohner unseres menschlichen Innenraumes ernannt.

An einem anderen Tag, bei einer weiteren Predigt, wie sie ihre Schilderungen spöttisch nannte, sagte sie ihm: »Ich werde es dir gar nicht übel nehmen, solltest du im Umgang mit mir

irgendwann ängstlich werden ...« Er versuchte, ihr zu beteuern, dass solches nimmer der Fall sein würde. Fein lächelnd unterbrach sie ihn: »Ach, Junge. Du brauchst keinen Helden spielen. Brauchst ebenso wenig es mir gleichtun. Nein, ich verbiete dir sogar, es tun zu wollen! Denn ich habe vom Leben ziemlich alles gekostet, soweit es unsereinem möglich ist. Habe eine schöne Kindheit, eine gute Jugend gehabt. Habe gelernt, studiert, gearbeitet und dabei mehr Lob als Tadel gehört. Habe dann einen lieben Mann erwischt, der leider zu früh aus dem Leben gehen musste. Aber bevor es dazu kam, hat er mir zwei prächtige Kinder geschenkt. Beide sind mittlerweile erwachsen, verfügen über ihren eigenen Broterwerb: Wie der Junge, so hat auch das Mädchen einen technischen, immer und überall gefragten Beruf aufzuweisen – so habe ich es bewusst eingeleitet. Nun ich selber. Brauche nichts weiter als zusätzliche Gründe zu neuem Mut und Trotz. Ja, mein Schicksal ist längst besiegelt. Ich habe beschlossen, das bisschen Leben in mir dem Kampf um die Göttin Wahrheit zu opfern. Dabei ist mir selbst ziemlich einerlei, ob es im Gefängnis oder in der Verbannung oder in einer Heilanstalt inmitten geistig Beschädigter verglüht!«

Hier musste sie ihre Rede abbrechen und zu etwas ganz anderem wechseln. Denn es kam jemand. Und jetzt redete sie von dem sowjetisch-russischen Schriftsteller Nikolai Ostrowski, der in einem hoffnungslosen Zustand – erblindet und gelähmt – vermocht hat, die Geschichte seines erlöschenden Lebens aus dem sterbenden Körper herauszureißen und sie dann in den Kultroman *Wie der Stahl gehärtet wurde* zu verwandeln. Und zwar sagte sie seinen berühmten – diktierten – Brief auswendig auf, in dem es heißt: »Solange auch nur in einem Glied meines Körpers Leben ist, werde ich nicht sterben ...«

In der darauffolgenden Nacht lag ihr Zuhörer lange wach und grübelte über sie und ihre Worte nach. Ein Adlerweibchen, entschlossen, im Flug zu sterben, dachte er erschüttert und spürte dabei Stolz für sie, vermischt mit Trauer. Übrigens,

ging sein Gedanke weiter, tragen die Worte des Schöpfers von Pawel Kortschagin, dem millionenmal geliebten und verehrten, stahlgleichen Helden des Kommunismus, nun aus ihrem Mund gesprochen, eine doppelte Bedeutung. Denn da war kein Gefühl geheuchelt. Ja, sie nannte sich eine Kommunistin, der die Orthodoxen das Parteibuch geraubt. Genauso wie Masch, sein bester Freund in Moskau, dessen Vater, ein einfacher Viehzüchter zwar, aber überzeugter und eifriger Kämpfer für das Wohl des Volkes und des Vaterlands, immer wieder verleumdet und am Ende erschossen von Neidern und Niederträchtigen, in schweren Stunden Ähnliches auch von sich zu behaupten gepflegt und mit eben dem Gedanken seine und seiner Nächsten seelischen Schmerzen gegenüber bevorzugten Schlauköpfen zu lindern versucht hat: ein Kommunist ohne Parteibuch!

Ja, die Frau, die über eine höhere und weitere Bildung verfügte und vor allem welt- und kampferfahrener war als er, sprach von einem Machtklüngel aus lauter kleinbürgerlichen Spießern, ständig bedacht auf den eigenen Vorteil und aufgestachelt von der Angst, Fähigere und Gebildetere könnten sie um das erkämpfte, erträgliche Pöstchen bringen! Der Gedanke, dass es wenigstens einen Menschen gab, der den Scharfsinn und den Mut besaß, die Erbärmlichkeit einer sich längst unfehlbar wahnenden Meute zu durchschauen und sich dagegen aufzulehnen, erhellte seinen Geist und erfrischte seine Seele. Und dass dieser Mensch eine Frau war und diese Frau über einen zwar verblühenden, aber immer noch machtvollen, durch und durch weiblichen Leib verfügte, war wohl auch von einem gewissen Belang. Denn er verspürte an manchen Ecken und Enden, mit manchen Fädchen und Fäserchen seines Wesens einen Sog, der ihn zu ihr zog. Anscheinend musste in jener Nacht auch sie an ihn gedacht haben, denn sie sagte, sobald sie mit ihm endlich wieder allein war: »Damit du dir von mir keine allzu hochtrabende Meinung bildest, habe ich beschlossen, mich vor dir zu entblößen: Meine selbstmörderische Kampf-